

Gender matters! Oder inwieweit die Kommunikationsgeschichte von der Frauen- und Geschlechtergeschichte profitieren kann

Susanne Kinnebrock

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Kinnebrock, Susanne. 2008. "Gender matters! Oder inwieweit die Kommunikationsgeschichte von der Frauen- und Geschlechtergeschichte profitieren kann." In *Kommunikationsgeschichte: Positionen und Werkzeuge; ein diskursives Hand- und Lehrbuch*, edited by Klaus Arnold, Markus Behmer, and Bernd Semrad, 209–33. Berlin: LIT.



Gender matters!

Oder inwieweit die Kommunikationsgeschichte von der Frauen- und Geschlechtergeschichte profitieren kann

Susanne Kinnebrock

Hinführung

Die Kommunikationsgeschichte befindet sich an der Schnittstelle zwischen Kommunikationswissenschaft und Geschichtswissenschaft. Und so ist es nur logisch, dass sie perspektivische und methodische Entwicklungen beider Disziplinen reflektiert. Mit Blick auf die (deutschsprachige) Geschichtswissenschaft sind deren zentrale Entwicklungen – die Hinwendung zur Sozial-, Alltags- und Kulturgeschichte – auch von historisch arbeitenden Kommunikationswissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen (kritisch) verfolgt worden (vgl. z.B. Hickethier 1998; Koszyk 1989).

Zu einer Integration von frauen- und geschlechtergeschichtlichen Perspektiven ist es hingegen selten gekommen. Dies mag zum einen daran liegen, dass die Frauen- und Geschlechtergeschichte in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft ungleich schlechter etabliert ist als im angelsächsischen Raum (vgl. Opitz 2005: 49-57). Einen Mainstreamcharakter wie beispielsweise die Sozialgeschichte und zusehends auch die Kulturgeschichte konnte sie hier bislang nicht entwickeln (vgl. Griesebner 2005: 159-165). Und dies könnte ein Grund dafür sein, dass frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektivierungen auch von deutschsprachigen Kommunikationshistorikern und -historikerinnen bislang nur selten aufgegriffen wurden.¹

Dies ist insofern bedauerlich, als es sich bei der Geschlechtergeschichte um einen der dynamischsten und theoretisch avanciertesten historischen Forschungszweige handelt (vgl. z.B. Opitz 2002: 151-153; Hunt 1998: 59). Die konzeptionellen und methodologischen Fragen, die die Geschlechtergeschichte international angestoßen hat, könnten meines Erachtens auch für die Kommuni-

¹ Zwar sollen hier einzelne Beiträge in Sammelbänden, im „Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte“ und v.a. die vier Themenhefte von *Medien & Zeit* (1/1987, 1/1995, 2/2000 und 4/2006) nicht unberücksichtigt bleiben, doch ist die Zahl der deutschsprachigen Monographien mit gleichermaßen kommunikations- wie geschlechterhistorischem Schwerpunkt gering. Beispielsweise finden sich in einer Auflistung der Buchpublikationen der kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies zwischen 1997 und 2004 unter 86 Büchern gerade einmal neun, die – auch, nicht ausschließlich! – einen historischen Schwerpunkt setzen (vgl. Klaus 2005: 425-430).

kationsgeschichte anregend sein. Deshalb möchte ich hier die perspektivischen Neuorientierungen, die verschiedene Ansätze der historischen Gender Studies anregen, resümieren, reflektieren und am Beispiel der Entwicklung des Journalismus als Beruf greifbar machen.

Dabei werde ich in zwei Schritten vorgehen. Im ersten Teil will ich die neuen Perspektiven vorstellen, die die Frauen- und Geschlechtergeschichte in die Geschichtswissenschaft eingebracht hat. Dabei werde ich im Wesentlichen chronologisch vorgehen, d.h. ich will mich zunächst den Perspektiven der sog. Frauengeschichte widmen und darlegen, warum und wie sie sich zur Geschlechtergeschichte transformierte.

In einem zweiten Schritt werde ich dann die extrahierten historischen Gender-Perspektiven auf ein zentrales, aber nach wie vor vergleichsweise wenig beforschtes kommunikationshistorisches Arbeitsfeld, die Entwicklung des Journalismus als Beruf, übertragen. Dabei soll exemplarisch herausgearbeitet werden, welche konkreten Fragestellungen die verschiedenen Perspektiven der Frauen- und Geschlechtergeschichte nahelegen würden.

1. Perspektiven der Frauen- und Geschlechtergeschichte

Ausgangspunkt der Gender Studies – und dies gilt wohl übergreifend für Sozialwissenschaft und Geschichtswissenschaft – ist die Feststellung, dass Gesellschaften geschlechterbestimmt differenziert sind. Frauen und Männern werden unterschiedliche soziale Räume, soziale Praktiken und Formen des Habitus zugeschrieben oder – in weniger sozialwissenschaftlicher Terminologie – unterschiedliche Handlungsräume, Tätigkeiten und Verhaltensweisen. Ausgehend von dieser Überlegung hat es sich die historische Frauen- und Geschlechterforschung zur Aufgabe gemacht, „Geschichtswahrnehmung generell so einzurichten, daß Menschen weiblichen Geschlechts und Menschen männlichen Geschlechts mit ihren geschlechtstypischen unterschiedlichen sozialen Plazierungen wie mit ihren Handlungsräumen sichtbar werden“ (Hausen/Wunder 1992: 12). Darüber hinaus gilt es, den geschlechtlichen Symbolismus in seiner ganzen Bandbreite aufzudecken und seine Funktion beim Etablieren, Aufrechterhalten und Verändern von politischen, sozialen und kulturellen Ordnungen zu analysieren (vgl. Scott 1986: 1054).

Für die frühe Frauengeschichtsschreibung wurde die Kritik an der Unsichtbarkeit von Frauen konstitutiv. Gerda Lerner, eine 1938 geflohene Wienerin,

die zu einer der profiliertesten Vertreterinnen der US-amerikanischen „Women Studies“ avancierte, klagte 1977 in einer Vorlesung: „die Geschichte, so wie sie traditionell von Historikern aufgezeichnet und interpretiert worden ist, ist zweifellos eine Geschichte der Aktivitäten von Männern, geordnet nach den Wertvorstellungen der Männer (...). Frauen kommen darin kaum vor“ (Lerner 1995: 163). Um dieser „androzentrische[n] Verzerrung der Vergangenheit“ (Lerner 1993: 60) entgegenzuarbeiten, machten es sich die Vertreterinnen der Frauengeschichte zur Aufgabe, zunächst die Geschichte von Frauen zu entdecken. D.h., neue Quellen wurden gesucht bzw. alte unter neuem Blickwinkel erschlossen. Unter dem programmatischen Titel „Her-story“ (an Stelle von „History“) formierte sich die Frauengeschichte seit Ende der 1960er Jahre – zunächst an US-amerikanischen Universitäten und im Umkreis der US-Frauenbewegung. Dabei durchliefen die US-amerikanische und die außeramerikanische Frauengeschichtsforschung – wenngleich zeitversetzt – ähnliche Phasen, in denen bestimmte Herangehensweisen dominierten.

Die folgende Periodisierung stützt sich auf Joan W. Scott (1993: 41-43), die vielleicht bekannteste Geschichtstheoretikerin der Frauen- und Geschlechtergeschichte, die drei verschiedene Phasen der „Her-Story“ identifizierte, bevor sich die Frauengeschichte zur Geschlechtergeschichte erweiterte.²

1.1 Frauengeschichte: Ergänzungsansatz³

Zunächst stand die Annäherung an die ‚Heldinnen‘ der Frauengeschichte und ihre Organisationen im Zentrum, so dass v.a. über die Vorkämpferinnen der Frauenemanzipation biografisch gearbeitet wurde und die Organisationsgeschichte der Frauenbewegungen Thema war (vgl. Lerner 1995: 39-49; Hartewig 1995: 424f). Dabei wurden jedoch die Relevanzkriterien, Bedeutungshierarchien und Kategorisierungen der etablierten Geschichtsschreibung kaum hinterfragt. Die Aktivitäten der Frauenrechtlerinnen wurden in allgemeine histori-

² Andere Historikerinnen haben ähnliche, z.T. differenziertere, z.T. übergreifendere Einteilungen der sich wandelnden Forschungsperspektiven getroffen (vgl. z.B. Lerner 1995: 141-143, 164-175; Rosenberger 1995: 192f.; Schissler 1993: 16; Schmidt 1992: 140). Sie widersprechen aber Scotts Klassifizierung nicht grundlegend.

³ Lerner differenziert die hier die unter dem Begriff „Ergänzungsansatz“ zusammengefassten Tendenzen als „kompensatorischen“ und „kontributorischen“ Ansatz, wobei die kompensatorische Frauengeschichtsschreibung versucht, ‚bedeutenden‘ Männern ‚bedeutende‘ Frauen an die Seite zu stellen, während die kontributorische Frauengeschichtsschreibung darauf zielt, den Beitrag von Frauen in allen Lebensbereichen sichtbar zu machen (vgl. Lerner 1989). Lundt wiederum bezeichnet diese Phase der Frauengeschichte als „additive Phase“ (Lundt 1998: 581).

sche Kategorien ‚eingepasst‘ (vgl. Scott 1993: 41), d.h. sie wurden an den für ‚Geschichte-machende‘ Männer üblichen Maßstäben gemessen, denen sie freilich nur bedingt entsprechen konnten. Denn nur in Ausnahmefällen waren Frauen so mächtig, berühmt oder gebildet wie männliche ‚Größen‘ ihrer Zeit: „Weiblichkeit wurde implizit als Inferiorität fortgeschrieben“ (Rosenberger 1995: 193).

Darüber hinaus blendeten (frühe) Studien, die der „Repressionsthese“ (Opitz 2005: 203) anhängen, d.h. Studien, die mit Verweis auf den Gleichheitsgrundsatz Diskriminierung, Unterdrückung und Opferrolle von Frauen thematisierten, häufig aus, dass Frauen innerhalb ihrer (engen) Handlungsspielräume durchaus gestaltend eingriffen und somit auch in einer männerzentrierten Welt auf eine von ihnen selbst bestimmte Weise ‚funktionierten‘ (vgl. Griesebner 2005: 77f; Lerner 1995: 27 und 144; Schmidt 1988: 209). So lässt sich für die frühe historische Frauenforschung, die Frauen als Heldinnen oder Opfer ‚hinzuzufügen‘ suchte, resümieren, dass zwar ein neues Thema aufgetan war: die Geschichte der Frauen. Der androzentrische Charakter zahlreicher historischer Kategorien wurde hingegen kaum hinterfragt (vgl. Lerner 1993: 73; Bock 1987: 29).

Exkurs: Feminismus und Frauengeschichte

Ein Grund für diese aus heutiger Perspektive beinahe naiv anmutenden Herangehensweisen mag gewesen sein, dass ein beachtlicher Teil dieser frühen Studien von einem feministischen Impetus getragen wurde, der Parteilichkeit, Betroffenheit und Subjektivität zu methodischen Postulaten erhob und eine enge Bindung an die politische Praxis der Frauenbewegung anstrebte (vgl. Mies 1984 und 1984a). Das Konstrukt einer überzeitlichen kollektiven Frauen-Identität sollte mit historischem Material unterfüttert werden und der damaligen Frauenbewegung ideologischen Rückhalt geben (vgl. Behnke/Meuser 1999: 19-29 und kritisch Rosenberger 1995: 199f; Schmidt 1995: 243). Diese Zielvorgabe bedeutete jedoch für die feministisch inspirierte Geschichtsschreibung ein Dilemma, denn ihre Arbeiten setzen sich der Kritik aus, eher der politischen Legitimation als der historischen Spurensuche zu dienen, nicht objektiv, sondern letztlich unwissenschaftlich zu sein.

Eine lebhafte wissenschaftliche Debatte über Methoden- und Perspektiven der (Frauen-) Geschichte wies schließlich Wege zur Weiterentwicklung einer dezidiert feministischen Geschichtsforschung (vgl. summarisch Opitz 2005: 28; Behnke/Meuser 1999: 30-38) als deren Leitfaden das Interesse an der Frauenbe-

freierung gelten kann (vgl. Nagl-Docekal 1990: 18). Folgt man dem Resümee Jörn Rüsen's, dann kristallisierten sich zwei zentrale Punkte heraus, wie sich aus der Standpunktbezogenheit der feministischen Geschichtsschreibung Erkenntnispotenziale ergeben können: erstens durch die Klärung des erkenntnisleitenden Interesses bei zweitens gleichzeitiger Einhaltung der Regeln der historischen Methode: „Standpunkte ermöglichen Perspektiven, und Perspektiven erschließen (über Fragen) Erfahrungen der Vergangenheit; insofern ist Parteilichkeit konstitutiv für Erkenntnis. (...) Wissenschaftliche Objektivität besteht nicht darin, (...) Standpunkte und Interessen aus dem Erkenntnisprozess zu eliminieren – das würde nur zu einer Verdrängung führen, die das Verdrängte um so wirkungsvoller macht, als es nicht mehr kognitiv und methodisch kontrolliert werden kann. Objektivität besteht vielmehr darin, daß und wie standpunktabhängige und normengeleitete historische Perspektiven explizit entworfen und begründet werden.“ (1988: 523 und 532). Rüsen sah demnach in der Explizierung feministischer Standpunkte v.a. eine Chance, das Reflexionsniveau von (frauengeschichtlicher) Forschung zu heben.

Was die methodischen Neuerungen anbelangt, so war es Anliegen einer feministischen Geschichtswissenschaft, die Lebenszusammenhänge und Erfahrungen von Frauen entlang ihrer eigenen Relevanzkriterien zu erheben, was im Rahmen eines gleichberechtigten kommunikativen Austauschs zwischen Forscherin und Beforschter erfolgen sollte. In der Folge wurden – neben ‚privaten‘ Quellen wie Tagebüchern und Briefen – ‚qualitative‘ Verfahren und ‚offene‘ Methoden bevorzugt, v.a. narrative Interviews (vgl. Blimlinger/Hornung 2003: 130f). Rüsen weist allerdings darauf hin, dass der Einsatz ‚neuer‘ Quellen die historische Methode in ihrer systematischen Einheit von Heuristik, Quellenkritik und Interpretation nicht tatsächlich in Frage stellt. Vielmehr setze eine reflektierte feministische Geschichtsforschung gerade beim methodischen Regulativ der Quellenkritik an, indem sie nicht nur die Aussagekraft ihrer ‚neuen‘ Quellen kritisch prüfe, sondern darüber hinaus aufzeige, inwieweit traditionelle Studien ihren eigenen quellenkritischen Ansprüchen nicht gerecht werden – wenn sie nämlich ignorieren, dass Aussagen und Tatsachen großenteils geschlechtsbedingt zustande kommen. Denn ein Großteil der Aussagen über weibliche Lebenszusammenhänge wurde von Männern getätigt, ohne dass die Frage aufgeworfen wurde, inwieweit auf dieser Basis die historischen Lebenswelten von Frauen adäquat rekonstruiert werden können (1988: 531f).

Festhalten möchte ich hier zweierlei: Zum einen bedeutet eine feministische Perspektivierung keinesfalls eine perspektivische und methodische Einschränkung

kung, sondern – bei entsprechender Explizierung, Kontextualisierung und damit Entideologisierung – eine Öffnung für neue Erkenntnis und ein Korrektiv zur Neubewertung bestehender Erkenntnisse. Zum anderen ist eine feministische Perspektivierung nicht zwingend an die Aufarbeitung der Geschichte von Frauen gebunden, sondern kann gleichermaßen in anderen Forschungsfeldern der Geschichtswissenschaft zum Tragen kommen.

1.2 Fraueneigengeschichte

Kritische Fraueneigengeschichte

Mit dem Explizieren eigener Standpunkte und Perspektiven ging die Infragestellung etablierter Geschichtsdeutungen einher. Letzterem widmete sich eine Richtung der Frauengeschichte, die ich hier als „kritische Fraueneigengeschichte“ zusammenfassen möchte. Untersuchungen mit diesem Ansatz hinterfragen, ob etablierte Deutungsmuster (z.B. Fortschritt-Rückschritt),⁴ soziale Kategorisierungen (z.B. nach Ständen oder Schichten) sowie Periodisierungen der Allgemeingeschichte tatsächlich hilfreich sind, wenn es darum geht, die Lebensverhältnisse und Handlungsräume von Frauen zu beschreiben. Denn Phasen des ‚Fortschritts‘ konnten sich für Frauen auch ganz anders darstellen. Beispielsweise konnten sich Fortschritte auf dem Wege zur Demokratie (so die Etablierung rechtsstaatlicher Prinzipien und deren Kodifizierung in Verfassungen bzw. Gesetzen) für Frauen durchaus ‚rückschrittlich‘ auswirken (z.B. durch den expliziten Ausschluss von politischen Rechten). Abhängig von ‚anderen‘ Konstanten, die sich v.a. auf den Bereich der Reproduktion beziehen (z.B. Möglichkeiten der Familienplanung) und jenseits der traditionellen historischen Epochen das Leben von Frauen formten, werden neue Kategorien und Zeiteinteilungen gefordert, die grundlegend für die ‚andere‘ Geschichte der Frau werden sollen (vgl. Kelly-Gadol 1989: 19f).

Fraueneigengeschichte mit Fokus Frauenkulturen

Gesellschaften bildeten in der Vergangenheit nicht nur Sphären heraus, die primär Frauen zugeteilt wurden, sondern Frauen gestalteten diese Sphären auch aktiv zu Räumen mit einer spezifischen Frauenkultur. Und damit bin ich bei einer zweiten Richtung der Fraueneigengeschichte, der Erforschung dieser

⁴ Das Deutungsmuster „Fortschritt“ ist eng verbunden mit der Modernisierungstheorie, die vielen Geschichtsdarstellungen als Interpretationsrahmen zugrunde liegt. Vgl. zur Kritik an der Modernisierungstheorie und ihrer zuweilen nicht explizierten Anwendung Hunt (1998: 82-97).

Frauenkulturen – verstanden als Beziehungsgeflechte zwischen Frauen, innerhalb derer eigenständig Interessen, Normen und Interpretationsmuster entwickelt wurden. Schon mit Blick auf die Kommunikationsgeschichte lässt sich dieser Ansatz beispielsweise bei Wischermann (2003) nachweisen, die sich mit den (Teil-)Öffentlichkeiten rund um die erste deutsche Frauenbewegung beschäftigte. Dabei zeigt sie auf, welche enorme Bedeutung personale Netzwerke und ‚private‘ Kommunikationsformen für die Herausbildung einer Gruppenidentität, das Artikulieren politischer Ziele und schließlich für das Aufrechterhalten des gesamten Kommunikationsgefüges der Bewegung entwickelten.

Resümierend lässt sich für die Frauengeschichte festhalten, dass sie viel zur Spurensicherung beitragen konnte und v.a. deutlich gemacht hat, dass die mangelnde Präsenz von Frauen in den historiografischen Darstellungen nicht der Quellenlage, sondern den bislang angelegten Perspektiven geschuldet ist (vgl. Griesebner 2005: 89). Doch birgt die Konzentration auf die ‚andere‘ Geschichte der Frauen auch Gefahren. So wichtig es ist, spezifisch weibliche Erfahrungen, Alltagspraktiken und Handlungsräume zu erforschen und in adäquate Kategorien zu fassen, so problematisch wäre es, Frauen als eigenes Thema innerhalb der Geschichtswissenschaft zu isolieren und eine Unabhängigkeit der Frauengeschichte von der Männer-, Sozial-, Alltags-, Kultur- und Universalgeschichte zu postulieren.

1.3 Geschlechtergeschichte

Als ein zentraler Orientierungspunkt zur Verortung der Frauengeschichte bot sich zunächst die Männergeschichte an. Erst unter Einbeziehung der sozialen Platzierung von Männern und ihrer Handlungsräume konnte das Verhältnis der Geschlechter untereinander, ihre vielfältigen Beziehungen, aber auch die Diskurse über das Geschlechterverhältnis in den Blick genommen werden. Wo wird Gender – das soziale oder kulturelle Geschlecht – greifbar und wirkungsmächtig? Das ist die Frage, der die Geschlechtergeschichte primär nachgeht. Dabei lassen sich grob drei Richtungen unterscheiden: erstens ein dekonstruktivistischer Ansatz, der v.a. untersucht, wie und wo Gender diskursiv hergestellt wird, zweitens akteursorientierte Ansätze, die auf die gesellschaftlichen sowie individuellen Lebenswirklichkeiten fokussieren sowie drittens integrative Ansätze, die beide Herangehensweisen zu synthetisieren trachten.

Geschlechtergeschichte: radikaler Dekonstruktivismus

Die dekonstruktivistische oder auch poststrukturalistische Geschlechtergeschichte ist eng mit Joan W. Scott verbunden, die mit ihrem 1986 erschienen Aufsatz „Gender: A Useful Category of Historical Analysis“ den „linguistic turn“ in der Geschlechtergeschichte einleitete und eine lang anhaltende wissenschaftstheoretische Debatte auslöste (vgl. aktuell Bos/Vincenz/Wirz 2004; Opitz 2001; Strasser 2000). Ziel der dekonstruktivistischen Geschlechterforschung ist es, die Konstruktionsprozesse der Geschlechterdifferenz sichtbar zu machen, wobei nicht primär solche Forschungsgegenstände in den Fokus genommen werden, die offensichtlich geschlechterbestimmt sind (weil sie an Personen mit biologischem Geschlecht gebunden sind). Vielmehr interessiert die Frage, wie Geschlecht unsere gesamte – vermeintlich geschlechtsfreie – Umwelt durchzieht, inwieweit also Geschlecht Teil der symbolischen, politischen und sozialen Ordnung ist und Hierarchien und Machtverhältnisse markiert. Joan W. Scotts resümierte bereits Mitte der 1980er Jahre: „Gender is a primary way of signifying relationships of power“ (1986: 1067).

Damit war die Reichweite der Kategorie Geschlecht enorm ausgeweitet und die Diskursanalyse avancierte zur bevorzugten Methode. Denn sie versprach, die Konstruktionsprozesse der Geschlechterdifferenz sichtbar zu machen, d.h. aufzudecken, wie kulturelle Symbole, normative Konzepte (die vorgeben, wie Symbole zu lesen sind), soziale Institutionen und Organisationen, aber auch Alltagspraktiken und Identitätsangebote in Diskursen bipolar konzipiert, hierarchisiert und geschlechtlich attribuiert werden (vgl. Scott 1986: 1067-1069). In dieser auf Sprache fokussierten Sichtweise sind Herrschaftsverhältnisse v.a. die Folge von Definitionsmacht, d.h. der Dominanz über kulturelle Symbole und Repräsentationsformen (vgl. Opitz 2005: 63). Menschlichen Erfahrungen, Handlungen und Beziehungen geraten dabei allerdings aus dem Blick bzw. wurden einer ‚Diskursivierung‘ unterzogen. Dies geschah v.a. mit dem Argument, dass selbst diejenigen Bereiche, die am engsten an das menschliche Innenleben gebunden sind, nämlich Erlebens- und Erfahrungsweisen, nicht als ‚authentisch‘ zu begreifen seien, sondern auch als Interpretationen, die erst durch die Versprachlichung bzw. Diskurse geformt und zugänglich gemacht werden (Scott 1991: 777-780).

Der ‚Diskursivierung‘ fielen neben der Erfahrung noch weitere zentrale Zielpunkte historischer Analyse zum Opfer, wobei Judith Butlers (1990) Dekonstruktion von Identität – und damit verbunden von Handlungsfähigkeit und Subjekthaftigkeit – wegweisend wurde. Die Existenz einer ‚eigenen‘, prädiskur-

siven Identität sei – so Butler – eine Fiktion. Die menschliche Identität bestehe nicht vor und unabhängig von den dominanten Diskursen, sondern werde durch sie – vorrangig als Geschlechtsidentität – dem Einzelnen ‚eingeschrieben‘. Damit ist gemeint, dass die Ursprünge der menschlichen Handlungen nicht in individuellen Identitäten zu suchen seien, sondern auf sog. diskursiv vorgegebenen ‚Handlungsskripts‘ basierten, die von Menschen dann ‚performiert‘ würden. Identität entstehe durch die stilisierte Wiederholung dieser Skripts (Butler 1990: 270-282). Es interessieren – um es salopp zu formulieren – nur die vollendeten Taten, nicht die Täter oder Täterinnen.⁵

Geschlechtergeschichte: Akteursorientierte Ansätze

Die radikale dekonstruktivistische Auffassung, die Geschlecht vorrangig als Diskurskategorie im historischen Prozess der Zeichenverwendung und Bedeutungskonstitution zu untersuchen sucht, hat heftigen Widerspruch provoziert (vgl. z.B. Strasser 2000; Clark 1998; Canning 1994; Downs 1993). Laura Lee Downs überschrieb eine Replik auf Joan Scott mit den Worten: „If ‚Woman‘ is just an empty category, then why am I afraid to walk alone at night?“ und betonte damit, dass Gender nicht nur Diskurse durchzieht, sondern auch gelebt wird. Deshalb sei es auch in Erfahrungen aufzuspüren und durchziehe als „Doing Gender“ zudem Alltagspraktiken und Handlungen (vgl. West/Zimmerman 1991). Der Fokus auf „Experience“ und „Agency“ prägt eine Richtung der Geschlechtergeschichte, die ich hier als akteursorientierte Herangehensweise zusammenfassen will. Sie weist eine bemerkenswerte Affinität zur Alltags- und Sozialgeschichte auf, fordert aber über diese hinausgehend, in der Geschichte Frauen als Frauen und Männer als Männer sichtbar zu machen – mit all ihren differenten Lebenswirklichkeiten und Handlungsspielräumen, Erfahrungen und unterschiedlichen Platzierungen. Dieser Ansatz ist durchaus radikal, denn „er zieht die Idee einer Universalgeschichte noch nachdrücklicher in Zweifel durch den Anspruch, nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer in der Geschichte sichtbar zu machen und danach zu fragen, wie das Verhältnis der

⁵ Butler selbst schreibt: „Meine These ist dagegen, daß es keinen ‚Täter hinter der Tat gibt‘, sondern daß der Täter in unbeständiger, veränderlicher Form erst in und durch die Tat hervorgebracht wird“ (1991: 209). Es sei hier am Rande bemerkt, dass die deutsche Geschichtswissenschaft die ‚linguistische Wende‘ nur bedingt mit vollzogen hat, was wohl damit erklärt werden kann, dass es Unbehagen bereitet, Phänomene der deutschen Geschichte wie beispielsweise den Holocaust lediglich als Repräsentation von Taten (ohne Täter) zu erfassen (vgl. Hartewig 1995: 439).

Geschlechter die Kohäsion und das Funktionieren von Gesellschaften bestimmt“ (Hartewig 1995: 438).

Diese Form einer aktorsorientierten Geschlechtergeschichte hat aber nicht nur kritisches Potenzial hinsichtlich der Allgemeingeschichte, sondern ist auch in der Lage, die Bedeutung von Geschlecht selbst in Frage zu stellen. Denn die vertiefte Untersuchung von Handlungs(spiel)räumen und sozialen Platzierungen hat verdeutlicht, welche Grenzen neben dem Geschlecht von großer Relevanz sind. Neben Klasse/Stand und Ethnie waren dies v.a. Alter und Zivilstand, Nationalität und Religionszugehörigkeit. Diese Kategorien relativieren bzw. brechen die Bedeutung von Geschlecht. So ist es bezeichnenderweise ein Ergebnis der Geschlechtergeschichte, dass in ständischen Gesellschaften Geschlecht eine deutlich geringer strukturierende Kraft besaß als im bürgerlichen Zeitalter (vgl. Wunder 1992: 264).

Geschlechtergeschichte: Integrative Ansätze

Resümierend lässt sich feststellen, dass die Debatte um Perspektiven der Geschlechtergeschichte keineswegs beendet ist. Allerdings werden Diskurs und Erfahrung nicht mehr als Gegensätze konzipiert (vgl. z.B. Canning 2002). Dass Erfahrung nur in versprachlichter Form historisch bearbeitet werden kann, ist inzwischen ebenso anerkannt wie das Zusammenspiel von Diskurs und Subjekt. Damit ist gemeint, dass Personen – „concrete historical women“ in den Worten Mary Pooveys (1988: 62) – sowohl an der Formung von Diskursen beteiligt sind als auch an deren (eigensinnigen und ggf. widerständigen) Aneignung (vgl. resümierend Opitz 2005: 118f).

Inzwischen wird ein kreativer Eklektizismus praktiziert, der versucht, Perspektiven und Analysekatoren unterschiedlicher Ansätze zu kombinieren. Als Zusammenspiel von Diskurs und Erfahrung hat beispielsweise Gunilla-Friederike Budde (1997: 132) die Entstehung der sog. Frauenfrage in Deutschland interpretiert, die im letzten Drittel des 19. Jahrhundert v.a. als Sorge um die Zukunft der unverheiratet gebliebenen Töchter des Bürgertums artikuliert wurde. Entgegen den öffentlichen Bekundungen war die Zahl dieser Frauen kaum gestiegen, so dass auch die an dieses diskursiv entstandene Problem gekoppelte Frauenfrage letztlich als Ergebnis eines Diskurses anzusehen ist. Allerdings spiegelte dieser Diskurs insofern neue Erfahrungen wider, als veränderte sozio-ökonomische Bedingungen dem Bürgertum das „Mithdurchziehen“ lediger Verwandter erschwerte. Mit einer sinkenden Akzeptanz konfrontiert, strebten die betroffenen Frauen nach einer Verbesserung von Ausbildungs- und Erwerbs-

chancen – nicht zuletzt mit Hilfe der Frauenbewegung als Sprachrohr ihrer Interessen. Ein Prozess der Neudefinition der Frauenrolle war eingeleitet, an dem aber alle Betroffenen teil hatten. Das Wechselspiel von Diskurs auf der einen Seite und Erfahrungen, Handlungspraxis und Identität auf der anderen Seite machte Frauenfrage und Frauenbewegung demnach erst möglich.

Eher im Bereich der Quellenkritik ist eine weitere integrative Herangehensweise anzusiedeln, die literaturwissenschaftlich inspiriert ist und sich mit der narrativen Struktur von Quellen, aber auch von geschichtswissenschaftlichen Darstellungen befasst (vgl. z.B. Epple 2004; Canning 2002, Clark 1998). Untersucht wird, ob bestimmte narrative Muster, die beim Verfassen der Quelle weit verbreitet waren, übernommen wurden. Denn mit Hilfe des Narrativen wird das ‚Unfassbare‘ in den Horizont des Denkbaren eingepasst.⁶ Dabei interessieren aus historischer Perspektive im Besonderen stereotype Erzählmuster (weil hier die Glättung von vergangenen Wirklichkeiten naheliegt) oder auffällige Abweichungen, die ggf. auf den Einsatz von Figuren als Metaphern schließen lassen. Beispielsweise schließt Elizabeth Clark (1998: 30) in ihrer Analyse frühchristlicher Texte aus ungewöhnlich positiven Frauenbeschreibungen eher auf einen metaphorischen Einsatz von Frauenfiguren (z.B. als Weisheit) als auf einen tatsächlichen Machtzuwachs für Frauen. Diese Herangehensweise ist zwar diskursanalytisch inspiriert, weil sie ebenfalls analysiert, wie mit Sprache Bedeutung konstituiert wird. Doch fokussiert sie dabei stärker auf die Form als auf die Inhalte, indem sie quellenimmanente narrative Funktionen mit berücksichtigt. Und im Unterschied zu rein dekonstruktivistisch angelegten Forschungen interessiert hier gerade das Verhältnis zwischen den narrativierten Diskursen und den Erfahrungen konkreter historischer Personen.

2. Plädoyer für eine geschlechtersensible Kommunikationsgeschichte

Wie lassen sich nun alle diese Perspektiven der Frauen- und Geschlechtergeschichte produktiv in der historischen Kommunikationsforschung einsetzen? Dies will ich im Folgenden anhand der Berufsgeschichte des Journalismus il-

⁶ Siehe z.B. Trouillots (1997) Analyse der Narrativierung der Haitianischen Revolution von 1790.

lustrieren, weil deren Standardwerke suggerieren, Frauen hätten bis in die 1920er Jahre auf diesem Arbeitsfeld eine *quantité négligeable* dargestellt.⁷

2.1 Journalismus als Beruf aus Perspektive des frauengeschichtlichen Ergänzungsansatzes

Eine frauengeschichtliche Herangehensweise legt die Untersuchung des Journalismus als Frauenberuf nahe. Dabei konzentrieren sich Studien, die dem *Ergänzungsansatz* folgen, darauf, Frauen aufzuspüren, die in der Vergangenheit journalistisch tätig waren, um sie ihren männlichen Kollegen an die Seite zu stellen. Dies ist in biografischen Arbeiten über exponierte Journalistinnen, aber auch in Form von Werkdokumentationen bereits vereinzelt geschehen, wenngleich in diesen Darstellungen Auswirkungen von differenten Handlungsspielräumen, gesellschaftliche Platzierungen und Geschlechterdiskurse selten im Vordergrund stehen. Diese Kritik soll aber keinesfalls den Wert solcher Abhandlungen schmälern, denn das ‚Hinzufügen‘ von Journalistinnen stellt einen ersten wichtigen Schritt zur Rekonstruktion einer verschütteten Vergangenheit dar.

Ebenso wenig sollte es als ‚naiv‘ abgetan werden, wenn sich Arbeiten zur Journalismusgeschichte mit der Diskriminierung von Journalistinnen beschäftigen. So sind nicht nur hinsichtlich der Bezahlung Benachteiligungen nachweisbar (vgl. Klaus 2002: 173), sondern auch hinsichtlich des Berufszugangs. Die „Lex Otto“ – ein sächsisches Pressegesetz, das 1851 die unliebsame „Frauen-Zeitung“ von Louise Otto-Peters zum Schweigen bringen sollte und deshalb Frauen generell von Leitungspositionen im Journalismus ausschloss –, hatte durchaus noch weitere Auswirkungen auf die Publikationsmöglichkeiten von Frauen (vgl. Wischermann 1998: 108-112).

2.2 Journalismus als Beruf aus fraueneigengeschichtlicher Perspektive

Festzuhalten ist, dass die frühen Arbeiten über ‚verschüttete‘ Journalistinnen und Diskriminierungsphänomene die Materialbasis dafür geschaffen haben, dass die Konzeption einer Fraueneigengeschichte des Journalismus angegangen

⁷ In der kollektivbiografischen Studie von Brunöhlers (1933), die sich der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts widmete, findet sich keine einzige Frauenbiografie, auch bei Engelsing (1966) lassen sich keine nennenswerten Hinweise auf weibliche Journalisten ausmachen. Requate (1995), der zur Beschreibung des Journalistenberufs im gesamten 19. Jahrhundert immerhin 781 Journalisten-Biografien auswertete, hatte in seiner Stichprobe gerade einmal drei Frauen. Und Enke (1988) schließlich, dessen Studie sich auf Berliner Zeitungen von 1878 bis 1914 bezieht, konnte ebenfalls nur drei Frauen nachweisen, die neben 521 Männern in Berliner Redaktionen arbeiteten.

werden kann, die bestehende Periodisierungen, etablierte Deutungen und bevorzugte Kategorisierungen der Journalismusgeschichte modifiziert.

Kritisch-fraueneigengeschichtlicher Perspektive

Eine historische Journalismusforschung in der Tradition der kritischen Fraueneigengeschichte würde sich z.B. die Frage stellen, ob die v.a. in Forschungen zum 19. und 20. Jahrhundert vielfach praktizierte Gleichsetzung von Redakteuren und Journalisten den Blick auf den weiblichen Anteil am Journalismus verstellt.

Konsultiert man beispielsweise Jörg Requates Standardwerk zur Berufsgeschichte des Journalismus im 19. Jahrhundert, dann müsste man auf einen Frauenanteil von weniger als einem halben Prozent schließen. Denn unter den 781 untersuchten Journalisten fanden sich gerade einmal drei Frauen (1995: 136 und 150). Versucht man hingegen, mit Hilfe von Sophie Patakys „Lexikon der Feder“ (1987 [1898]) die Zahl derjenigen Frauen zu erfassen, die damals auch (aber meist nicht ausschließlich) für Periodika schrieben, dann kommt man für das ausgehende 19. Jahrhundert auf 1.133 Frauen, die zumindest nebenberuflich journalistisch tätig waren. Diese Diskrepanz lässt sich relativ schnell mit den Stichprobenkriterien Requates erklären. In seiner Studie wurden überproportional solche Journalisten berücksichtigt, die dem bürgerlichen Milieu entstammten, bei größeren Tageszeitungen der ‚Gesinnungspresse‘ arbeiteten und v.a. angestellt waren. Ohne die Verdienste der Requat’schen Studie schmälern zu wollen, sollte die Frage aufgeworfen werden, inwieweit diese Gruppe die Gesamtheit der damals journalistisch Tätigen tatsächlich repräsentiert. Johannes Raabe und Markus Behmer (2003) haben in ihren Ausführungen zur Sozialität des Journalistenstandes des 19. Jahrhunderts bereits kritisch angemerkt, dass freie Journalisten und Verleger-Redakteure nicht erfasst wurden und damit die Problematik thematisiert, dass nur Journalisten im Angestelltenstatus berücksichtigt wurden. Darüber hinaus gaben sie zu bedenken, dass mit der Konzentration auf die Gesinnungspresse diejenigen, die für andere Medien arbeiteten, aus den Blick gerieten, also zum einen solche Journalisten und Journalistinnen, die überwiegend kleine Heimatzeitungen, massenattraktive Generalanzeiger und sozialdemokratische Parteizeitungen belieferten, zum andern diejenigen, die für den großen und vielgestaltigen Markt der Zeitschriften arbeiteten. Aus Genderperspektive ist v.a. das Ausblenden der von Zeitschriften beschäftigten Personen problematisch. Denn die bei Patakys dokumentierten Lebensläufe weisen ebenso wie die Ergebnisse einer zeitgenössischen Journalistinnen-Enquête

(Ichenhäuser 1905) darauf hin, dass die „Frauen der Feder“ in großem Maße für Zeitschriften der Unterhaltungs- und Frauenpresse geschrieben haben – zuweilen als angestellte Redakteurinnen, meist aber als Pauschalistinnen oder gelegentliche Mitarbeiterinnen.

Eine Journalismusgeschichte in der Tradition der kritischen Fraueneigengeschichte würde deshalb die Einwände von Raabe und Behmer aufnehmen und weiterführen, indem sie die Kategorie „angestellter Redakteur“ grundsätzlich in Frage stellt. Zwar ist diese auch heute etablierte Kategorie insofern praktikabel, als sie ein eindeutiges Kriterium zur Identifikation von Journalisten und Journalistinnen liefert: den Arbeitsvertrag. Unter Gender-Gesichtspunkten ist es jedoch höchst problematisch, ein Angestelltenverhältnis zum Kriterium des Journalistenstatus zu machen. Denn im 19. Jahrhundert galt die außerhäusliche Erwerbsarbeit just in dem Milieu, dem die meisten Journalisten und Journalistinnen entstammten, dem (Bildungs-) Bürgertum, als ehrenrührig. Außerhäusliche Erwerbsarbeit wurde deshalb gemieden und allenfalls in Form von Heimarbeit betrieben (vgl. Budde 1997: 135). Vieles deutet darauf hin, dass Frauen auch ihre journalistische Tätigkeit verheimlichten, indem sie ihren Männern – d.h. Ehemännern, Vätern, Söhnen und Brüdern – unauffällig zur Hand gingen oder als freie Mitarbeiterinnen Artikel einsandten, die von der Außenwelt unbemerkt am heimischen Schreibtisch entstanden waren (vgl. Kinnebrock 2005: 123). Die Konzentration auf angestellte Redakteure verstellt jedoch den Blick auf solche Formen der journalistischen Tätigkeit, wurden sie nun von Frauen oder Männern ausgeübt. Und dies erscheint mir umso problematischer, als es sich beim Journalismus im 19. Jahrhundert nicht um einen eindeutig konturierten Beruf handelt, sondern um ein sich noch formierendes und ausdifferenzierendes Arbeitsfeld, das vielfältige Betätigungsmöglichkeiten bot.

Eine kritische Fraueneigengeschichte des Journalismus würde zudem gängige Periodisierung hinterfragen. So ist hinsichtlich der Integration von Frauen in den Journalismus Paul Dieter Baumerts (1928) Differenzierung zwischen den Phasen des präjournalistischen, korrespondierenden, schriftstellerischen und redaktionellen Journalismus nicht allzu produktiv. Legte man diese Phasen zugrunde, dann läge das Ergebnis nahe, mit ein paar Frauenzeitschriften in der Phase des schriftstellerischen Journalismus habe sich das Thema Frau in der Journalismusgeschichte weitgehend erledigt – zumindest bis in die 1920er Jahre hinein.

Stellt man hingegen Fragen nach Rekrutierungsmustern, nach Ausschlusskriterien, nach Handlungsspielräumen und Platzierungen im Journalismus, lassen

sich für Frauen abweichende Perioden bilden. Beispielsweise ergaben sich neue Handlungsräume für Frauen, wenn sie im Kontext einer neuen sozialen Bewegung – v.a. der Frauen- und Arbeiterbewegung – publizistisch tätig wurden. In der Bewegungspresse eröffneten sich nicht nur vielen Frauenrechtlerinnen Betätigungsfelder, sondern ebenso Sozialdemokratinnen. Nicht ohne Grund dürfte eine der ersten, vielleicht sogar die erste Chefredakteurin einer deutschen Zeitung Rosa Luxemburg gewesen sein, die 1898 zwei Monate lang die in Dresden beheimatete „Sächsische Arbeiterzeitung“ leitete. Weitere Einstiegsmöglichkeiten in den Journalismus boten sich in der Weimarer Republik, als die außerhäusliche Erwerbsarbeit allmählich auf mehr Akzeptanz stieß, und im II. Weltkrieg, als Frauen quasi als Reservistinnen für ihre männlichen Kollegen an der Front aktiviert wurden (vgl. Kinnebrock 2005: 106-123).

Eine Berufsgeschichte von Frauen im Journalismus ist also zuweilen von ‚anderen‘ Kontexten abhängig und sollte an ‚anderen‘ Maßstäben gemessen werden. Zudem dürften Kritikanstöße, die zunächst einer frauengeschichtlichen Perspektive entspringen, den Blick auf Defizite lenken, die weit über die Frauengeschichte hinaus Konsequenzen haben wie beispielsweise die bereits erwähnte Gleichsetzung von Journalist und Redakteur. Eine Erweiterung etablierter Begriffe scheint also angeraten, mit der aber auch die Entgrenzung dessen, was als Journalismus anzusehen ist, einhergeht (vgl. mit US-Bezug Beasley 2001: 208).

Frauenkultur-Perspektive

Die dritte Richtung der Frauengeschichte beschäftigt sich mit den Spezifika von Frauenkulturen. Diese Herangehensweise ließe sich im Kontext der Berufsgeschichte v.a. auf Journalistinnen-Clubs und Frauenredaktionen übertragen, was in der US-amerikanischen Forschung auch bereits geschehen ist (vgl. Beasley 2001: 213-216). Im deutschsprachigen Raum entstanden reine Frauenredaktionen im Zusammenhang mit Frauenbewegungs- und Frauenberufszeitschriften. Und hier könnte die Frage aufgeworfen werden, ob sich innerhalb von Frauenredaktionen ‚andere‘, geschlechtsspezifische Kommunikationsstile herausbildeten – sei es in Bezug auf die Kolleginnen, aber auch die Leserinnen. Beispielsweise finden sich in den Zeitschriften der Frauenbewegung des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zahlreiche Leserbriefe und Artikel von Leserinnen, die nicht nur auf einen intensiven Austausch zwischen Redaktionen und Leserinnen in Sachfragen hindeuten, sondern auch zuweilen sehr persönlich gehalten waren. So beendete eine heute unbekannte Frauenrechtlerin

ihre kritische Replik zu den Aufgaben der Stimmrechtsbewegung mit den Worten: „So könnte ich Euch noch vieles sagen, Euch vielwissenden und wohlweisen L.G. Heymann und Genossen, die Ihr schon so männlich geworden seid, daß man von Eurem weiblichen Herzen nichts mehr merkt“ (Heinemann 1913: 101).⁸ Solche ungewöhnlichen Passagen lassen sich unterschiedlich deuten. Gemessen an den gängigen Maßstäben eines (Informations-)Journalismus, mögen solche Artikel äußerst ‚unprofessionell‘ wirken. Doch sollten sie nicht ausschließlich im Kontext professioneller, aber letztlich von Männern geprägter Qualitätsstandards analysiert und bewertet werden. Denn vielleicht handelt es sich hierbei um Hinweise auf eine Kommunikationsform, die Teil einer spezifischen Frauenkultur war und das Persönliche und das Sachliche eng miteinander verband (vgl. Wischermann 2003: 268f). Susan Henry (1993: 351) regte diesbezüglich an, nicht nur zu untersuchen, inwieweit sich innerhalb von Frauenkulturen ein weiblicher Journalismus ausprägte, sondern auch wie sich dies auf die Journalismusentwicklung im Ganzen auswirkte. Damit forderte sie – bereits geschlechtergeschichtlich orientiert – eine Rückbindung der ‚Frauengeschichte des Journalismus‘ an die ‚Allgemeine Journalismusgeschichte‘.

2.3 Journalismus als Beruf aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive

Dekonstruktivismus

Eine *dekonstruktivistisch* angelegte Forschung würde die Diskurse über Journalismus anvisieren und darin geschlechtsbedingte Polarisierungen und Hierarchisierungen offenlegen. Dabei ließen sich sowohl mediale, aber auch fachwissenschaftliche Debatten über den Journalismus als Diskurse analysieren. Vielversprechend erscheint v.a. die Untersuchung solcher Werke, die die Notwendigkeit einer neuen akademischen Disziplin mit der Formierung eines ‚neuen‘ gesellschaftlichen Phänomens, des Journalismus, zu begründen suchten. Denn das Neue wird i.d.R. vom Alten abgegrenzt. Erste Studienergebnisse deuten darauf hin, dass die Grenzziehung zwischen Journalismus als ‚neuem‘ und Schriftstellerei als ‚altem‘ Schreibberuf mit Hilfe von Dualismen – z.B. Kunst/Kommerz, Unterhaltung/Information, Buch/Periodika, Fakt/Fiktion und Aktualität/Zeitlosigkeit – erfolgte (vgl. Kinnebrock 2007). Diese Dualismen wiederum sind häufig geschlechtlich überformt, so dass eine Konzipierung des Journa-

⁸ Damit sprach Clara Heinemann in erster Linie die ‚Macherin‘ der Zeitschrift „Frauenstimmrecht!“, Lida Gustava Heymann, an. Vgl. zu den Hintergründen dieses Falls Kinnebrock (2005a: S.349f.).

lismus und der Schriftstellerei auch entlang der Polarität Mann/Frau nahe liegt. Obgleich diese Thesen noch weiter bearbeitet werden müssen, lässt sich in frühen zeitungswissenschaftlichen Abhandlung doch klar ausmachen, dass das Schreiben im politischen Journalismus männlich attribuiert wurde – schließlich ging es ja vermeintlich nur darum, harte Fakten sachlich darzustellen. Frauen dagegen wurde eine gewisse ästhetische und kommunikative Kompetenz zugestanden, die sie für gefälliges, aber nicht allzu tiefeschürfendes Schreiben im Feuilleton oder zur Schriftstellerei zu befähigen schien. „Die Gabe, auch mit der Feder anmutig und obenhin zu plaudern, ist ihnen oftmals angeboren“ (David 1906: 96). So fasste Jakob Julius David Anfang des 20. Jahrhunderts dieses weit verbreitete, oftmals essenzialisierte und im wissenschaftlichen Diskurs der 1930er Jahre immer wieder repetierte Klischee zusammen (vgl. z.B. Dresler 1936: 8; Dovifat 1931: 117f; Groth 1930: 71-74). Eine gründliche Dekonstruktion dieser Klischees steht aber nach wie vor aus.

Akteurorientierte geschlechtergeschichtliche Ansätze

Eine *akteursorientierte* geschlechterperspektivierte Journalismusgeschichte würde sich hingegen vorrangig für die Frage interessieren, welche Rolle es spielte, ein männlicher oder weiblicher Journalist zu sein. Wie unterschieden sich die Berufserfahrungen und Praktiken, die Handlungsspielräume und Platzierungen? Wann und wo agierten männliche Journalisten als Männer und weibliche als Frauen? Bezogen sie ihr Handeln aufeinander? Welche Rolle spielte Gender (mit all seinen Folgen) für das Funktionieren des Journalismus?

Die Antworten auf diese Fragen stehen für den deutschen Sprachraum weitgehend aus. Und selbst in den Vereinigten Staaten, wo eine beachtliche Zahl an frauen- und geschlechterperspektivierten Studien zur Journalismusgeschichte entstanden ist, kommt dieser Ansatz, der das „Doing Gender“ beider Geschlechter ins Auge fasst, nur selten zur Anwendung (vgl. Beasley 2001: 212; Mitchell 1990: 33-38). Dies ist insofern verwunderlich, als Ergebnisse von frauen(eigen)geschichtlichen Untersuchungen, v.a. Biografien, durchaus Ansatzpunkte liefern, worauf eine Analyse der differenten Erfahrungen und gegenseitigen Beziehungen fokussieren könnte. Folgt man z.B. Susan Henry (1993: 347 und 354f), dann hat das vergleichsweise neue Wissen um die Wichtigkeit von familiären Beziehungen und sozialen Netzwerke im Berufsalltag von US-amerikanischen Journalistinnen die Aufmerksamkeit der Forschung auf die Formen und die Relevanz der sozialen Einbindung männlicher Journalisten gelenkt – mit der Folge, dass das in der US-amerikanischen Journalismusge-

schichte gern repetierte Bild des autonom agierenden Journalisten langsam verblasst.

Zudem sollte nicht unterschätzt werden, dass die akteursorientierte Berufsgeschichte mit der Oral History eine Methode zur Generierung zusätzlicher Quellen einsetzen kann. Soweit die Phase der Nachkriegszeit bearbeitet wird, lassen sich damit geschlechterdifferente Berufserfahrungen und Praktiken, aber auch soziale Beziehungsgeflechte rekonstruieren. Wann und inwieweit sich Journalisten und Journalistinnen aufgrund ihres Geschlecht an einen bestimmten Platz verwiesen fühlten, wann und wie sie ihr Geschlecht im Berufsalltag einsetzten oder verbargen und inwieweit Berufsbeziehungen auch Geschlechterbeziehungen waren, all dies ließe sich aus biografischen Interviews herauslesen. Und parallel könnten die Bedeutungen anderer Kategorien (z.B. Schicht, Milieu und Bildung) und ihres Verhältnisses zum Geschlecht aufgezeigt werden.

Integrative geschlechtergeschichtliche Ansätze

Integrative Ansätze schließlich würden versuchen, das Erleben und Handeln im Berufsalltag mit den Diskursen über den Journalismus abzugleichen. Dabei dürfte v.a. die Untersuchung derjenigen Bereiche aufschlussreich sein, in denen Diskurs und Alltagspraxis diametral gegenüberstanden. Wie konnte man als Frau v.a. im politischen Journalismus bestehen, obgleich zentrale Berufsnormen wie Objektivität männlich belegt waren? Oder wie gingen Männer damit um, in weiblich konnotierten Journalismusbereichen tätig zu sein? Und welche Anstrengungen wurden unternommen, um Diskurs und Berufswirklichkeit in Einklang zu bringen? Bisherige Studien haben sich diesen Fragen allenfalls ansatzweise genähert, wenn sie z.B. die Rechtfertigungsstrategien solcher Journalistinnen des ausgehenden 18. Jahrhunderts untersuchten, die als Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften in die männlich konzipierte öffentliche Sphäre getreten waren (vgl. Weckel 1998; Kirstein 1997; Brandes 1988). Auch hier liegt also noch ein großes Forschungsgebiet brach, wobei Biografien ein Weg sein könnten, die (widerständige) Aneignung oder Weiterschreibung von Diskursen zu verfolgen (vgl. Beasley 2001: 211f).

Was die vergleichsweise neue Richtung der Geschlechtergeschichte angeht, die narrative Strukturen in Quellen und Geschichtsdarstellungen untersucht, so sind mir bislang für den deutschsprachigen Raum keine Studien mit Bezug auf die Journalismusgeschichte bekannt. Dies ist aber insofern nicht verwunderlich, als dieser Ansatz auch innerhalb der Geschlechtergeschichte vergleichsweise neu ist und bislang bevorzugt zur Dekonstruktion der (ge-

schlechterbestimmten) „Meistererzählungen“ (Metanarratives) der Geschichtswissenschaft herangezogen wurde. Ob sich auf dem vergleichsweise kleinen Feld der Journalismusgeschichte ebenfalls Meistererzählungen etabliert haben und inwieweit diese geschlechterbestimmt sind, muss derzeit noch als offene Frage gelten.

Schluss

Journalismusgeschichte ist nur ein Bereich der Kommunikationsgeschichte, und die Liste an Fragen, die eine frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektivierung anstoßen könnte, ließe sich noch mit Blick auf andere Felder der Kommunikationsgeschichte um einiges erweitern. Tatsächlich ist die Zahl der kommunikationshistorischen Abhandlungen, die Geschlecht als Analysekatgorie konsequent integrieren, bislang rar. Und damit bringen sich kommunikationsgeschichtliche Darstellungen um eine zusätzliche, gleichermaßen kritische wie produktive Perspektive. Dem Diktum Wolfgang R. Langenbuchers (1987) „Kommunikationsgeschichte endlich schreiben!“ ist zwar nach wie vor zuzustimmen, aber es sollte um die viel zitierte Einsicht erweitert werden: „Gender matters!“ In Anlehnung an Ute Daniels Postulate für die Kulturgeschichte (2004: 325) ist deshalb zu fordern: keine Kommunikationsgeschichte mehr, die von der symbolischen und praktischen Bedeutung geschlechtsspezifischer Ordnungsmuster absieht und die durchaus „besonderen“ Folgen erwähnt, die von Strukturen, Machtverhältnissen oder Institutionen auf Frauen bzw. Männer ausgehen.

Literaturverzeichnis

- Baumert, Paul D. (1928): Die Entstehung des deutschen Journalismus. Eine sozialgeschichtliche Studie. München, Leipzig: Duncker & Humblot.
- Beasley, Maurine (2001): Recent Directions for the Study of Women's History in American Journalism. In: Journalism Studies, 2. Jg., Heft 2, S. 197-220.
- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael (1999): Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen: Leske + Budrich.
- Blimlinger, Eva/Hornung, Ela (2003): Feministische Methodendiskussion in der Geschichtswissenschaft. In: Gehmacher, Johanna/Mesner, Maria (Hrsg.): Frauen und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven. Innsbruck u.a.: StudienVerlag, S. 127-142.
- Bock, Gisela (1987): Historische Frauenforschung. Fragestellungen und Perspektiven. In: Hausen, Karin (Hrsg.): Frauen suchen ihre Geschichte. Histo-

- rische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. 2. Auflage. München: C.H. Beck 1987, S. 24-62.
- Bos, Margu rite/Vincenz, Bettina/Wirz, Tanja (2004) (Hrsg.): Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte. Zürich: Chronos.
- Brandes, Helga (1988): Das Frauenzimmer-Journal. Zur Herausbildung einer journalistischen Gattung im 18. Jahrhundert. In: Brandes, Helga (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen. Band 1. Vom Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. München: C.H. Beck, S. 452-468.
- Brun hler, Kurt (1933): Die Redakteure der mittleren und gr o eren Zeitungen im heutigen Reichsgebiet von 1800 bis 1848. Bottrop: Gutenberg-Druckerei.
- Budde, Gunilla-Friederike (1997): Das Geschlecht der Geschichte. In: Mergel, Thomas/Welskopp, Thomas (Hrsg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. München: C.H. Beck, S. 125-150.
- Butler, Judith (1990): Performative Acts and Gender Constitution. An Essay in Phenomenology and Feminist Theory. In: Case, Sue-Ellen (Hrsg.): Performing Feminism. Second Edition. Baltimore, London: John Hopkins University Press, S. 270-282.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Canning, Kathleen (1994): Feminist History after the Linguistic Turn: Historicizing Discourse and Experience. In: Signs, 19. Jg., Heft 2, S. 368-404.
- Canning, Kathleen (2002): Problematische Dichotomien. Erfahrung zwischen Materialit t und Narrativit t. In: Historische Anthropologie, 10. Jg., Heft 2, S. 163-182.
- Clark, Elizabeth A. (1998): The Lady Vanishes. Dilemmas of a Feminist Historian after the „Linguistic Turn“. In: Church History, 67. Jg., Heft 1, S. 1-31.
- Daniel, Ute (2004): Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. 4., verb. u. erg. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- David, Jakob J. (1906): Die Zeitung. Frankfurt a.M.: Rütten & Loening.
- Dovifat, Emil (1931): Die Frau in der politischen Zeitungsarbeit. Gegenwartslage und Zukunftshoffnungen. In: Mitteilungen des Reichsfrauenbeirats der Deutschen Zentrumspartei, 6. Jg., Heft 4, S. 117-118.
- Downs, Laura L. (1993): If ‚Woman‘ is Just an Empty Category, Then Why Am I Afraid to Walk Alone at Night? Identity Politics Meets the Postmodern Subject. In: Comparative Studies in Society and History, 35. Jg., Heft 2, S. 414-437.
- Dresler, Adolf (1936): Die Frau im Journalismus. München: Knorr & Hirth.
- Engelsing, Rolf (1966): Massenpublikum und Journalistentum im 19. Jahrhundert in Nordwestdeutschland. Berlin: Duncker & Humblot.
- Enke, Thomas (1988): Die Presse Berlins in der Statistik des Königlichen Polizeipräsidiums (II). Eine Bestandsaufnahme zur Entwicklung der Tageszeitungen in der Reichshauptstadt zwischen 1878 und 1913/14. In: Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus, 16. Jg., Heft 1, S. 34-42.

- Epple, Angelika (2004): Historiographiegeschichte als Diskursanalyse und Analytik der Macht. Eine Neubestimmung der Geschichtsschreibung unter den Bedingungen der Geschlechtergeschichte. In: *L'homme*, 15. Jg., Heft 1, S. 77-96.
- Griesebner, Andrea (2005): *Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*. Wien: Erhard Löcker.
- Groth, Otto (1930): *Die Zeitung: ein System der Zeitungskunde (Journalistik)*. Viertes Band, Mannheim, Berlin, Leipzig: Bensheimer.
- Hartewig, Karin (1995): Neue Forschungen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte. In: *Archiv für Sozialgeschichte*, 35. Jg., S. 419-444.
- Hausen, Karin/Wunder, Heide (1992): Einleitung. In: Hausen, Karin/Wunder, Heide (Hrsg.): *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 9-18.
- Heinemann, Clara (1913): Nur – Frauenstimmrecht? In: *Frauenstimmrecht*. 2. Jg., Heft 5, S. 100-101.
- Henry, Susan (1993): *Changing Media History through Women's History*. In: Creedon, Pamela (Hrsg.): *Women in Mass Communication*. Second Edition. Newbury Park u.a.: Sage, S. 341-362.
- Hickethier, Knut (1998): *Geschichte des deutschen Fernsehens*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler.
- Hunt, Lynn (1998): *The Challenge of Gender. Deconstruction of Categories and Reconstruction of Narratives in Gender History*. In: Medick, Hans/Trepp, Anne-Charlott (Hrsg.): *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*. Göttingen: Wallstein, S. 57-97.
- Ichenhäuser, Eliza (1905): *Die Journalistik als Frauenberuf*. Berlin, Leipzig: Verlag der „Frauenrundschaue“ Schweizer & Co.
- Kelly-Gadol, Joan (1989): *Soziale Beziehungen der Geschlechter. Methodische Implikationen einer feministischen Geschichtsbetrachtung*. In: Scheffel-Hegel, Barbara/Watson-Franke, Barbara (Hrsg.): *Männer Mythos Wissenschaft. Grundlagentexte zur feministischen Wissenschaftskritik*. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 15-32.
- Kinnebrock, Susanne (2005): *Frauen und Männer im Journalismus. Eine historische Betrachtung*. In: Martina Thiele (Hrsg.): *Konkurrierende Wirklichkeiten. Wilfried Scharf zum 60. Geburtstag*. Göttingen: Göttinger Universitätsverlag, S. 101-132.
- Kinnebrock, Susanne (2005a): *Anita Augspurg (1857-1943). Feministin und Pazifistin zwischen Journalismus und Politik*. Herbolzheim: Centaurus.
- Kinnebrock, Susanne (2007): *Schreiben für die (politische) Öffentlichkeit – Frauen im Journalismus um 1900*. In: Bland, Caroline / Müller-Adams, Elisa (Hrsg.): *Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780-1918*. Bielefeld: Aisthesis Verlag, S. 143-167.
- Kirstein, Britt-Angela (1997): *Marianne Ehrmann. Publizistin und Herausgeberin im ausgehenden 18. Jahrhundert*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

- Klaus, Elisabeth (2003): Aufstieg zwischen Nähkränzchen und Männerkloster. Geschlechterkonstruktionen im Journalismus, in: Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte (Hrsg.): *Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft. Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 170-190.
- Klaus, Elisabeth (2005): *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus*. Akt. u. korr. Neuauflage. Münster: LIT.
- Koszyk, Kurt (1989): *Kommunikationsgeschichte als Sozialgeschichte*. In: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): *Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde* (=Sonderheft 30 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie). Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 46-56.
- Langenbucher, Wolfgang R. (1987): Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben. In: *Medien & Zeit*, 2. Jg., Heft 3, S. 13-16.
- Lerner, Gerda (1989): Welchen Platz nehmen Frauen in der Geschichte ein? Alte Definitionen und neue Aufgaben. In: List, Elisabeth/Studer, Herlinde (Hrsg.): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 334-352.
- Lerner, Gerda (1993): *Unterschiede zwischen Frauen neu gefaßt*. In: Schissler, Hanna (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 59-79.
- Lerner, Gerda (1995): *Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte*. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Lundt, Bea (1998): *Frauen- und Geschlechtergeschichte*. In: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): *Grundkurs Geschichte*. Reinbek bei Hamburg: rororo, S. 579-597.
- Mies, Maria (1984): *Methodische Postulate zur Frauenforschung, dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen*. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 7. Jg., Heft 11, S. 7-25.
- Mies, Maria (1984a): *Frauenforschung und feministische Forschung*. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 7. Jg., Heft 11, S. 40-60.
- Mitchell, Catherine C. (1990): *Bibliography Scholarship on Women Working in Journalism*. In: *American Journalism*, 7. Jg., Heft 4, S. 33-38.
- Nagl-Docekal, Herta (1990): *Feministische Geschichtswissenschaft*. In: *L'Homme*. 1. Jg., Heft 1, S. 7-18.
- Opitz, Claudia (2001): *Gender – eine unverzichtbar Kategorie der historischen Analyse. Zur Rezeption von Joan W. Scotts Studien in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. In: Honegger, Claudia/Arni, Caroline (Hrsg.): *Gender – die Tücken einer Kategorie*. Zürich: Chronos, S. 95-119.
- Opitz, Claudia (2002): *Geschichtswissenschaft*. In: Renate Kroll (Hrsg.): *Metzler Lexikon Gender Studies/Geschlechterforschung. Ansätze, Personen, Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, S. 151-153.
- Opitz, Claudia (2005): *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*. Tübingen: edition diskord.

- Pataky, Sophie (1987) (Hrsg.): Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren nebst Biographien der lebenden und einem Verzeichnis der Pseudonyme. Nachdruck der Ausgabe Berlin 1898, Pforzheim: Peter Kiefer.
- Poovey, Mary (1988): Feminism and Deconstruction. In: *Feminist Studies*, 14. Jg., Heft 1, S. 51-65.
- Raabe, Johannes/Behmer, Markus Behmer (2003): Sozialer Wandel und die Sozialität von Medienakteuren. Journalistische Medien und ihre Akteure im Prozess gesellschaftlicher und medialer Ausdifferenzierung. In: Behmer, Markus u.a. (Hrsg.): *Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 253-272.
- Requate, Jörg (1995): Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rosenberger, Sieglinde (1995): Women's History – ein Fach macht Geschichte. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 6. Jg., Heft 2, S. 187-200.
- Rüsen, Jörn (1988): ‚Schöne‘ Parteilichkeit. Feminismus und Objektivität in der Geschichtswissenschaft. In: Becher, Ursula A.J./Rüsen, Jörn (Hrsg.): *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 517-542.
- Schissler, Hanna (1993): Einleitung. Soziale Ungleichheit und historisches Wissen. Der Beitrag der Geschlechtergeschichte. In: Schissler, Hanna (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 9-36.
- Schmidt, Uta C. (1988): Wohin mit „unserer gemeinsamen Betroffenheit“ im Blick auf die Geschichte? Eine kritische Auseinandersetzung mit methodischen Postulaten der feministischen Wissenschaftsperspektive. In: Becher, Ursula A.J./Rüsen, Jörn (Hrsg.): *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 502-516.
- Schmidt, Uta C. (1992): Frauengeschichte und neuere Geschichtsbewegung. In: Fröhlich, Klaus (Hrsg.): *Geschichtskultur*. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 137-146.
- Schmidt, Uta C. (1995): Für eine disziplinäre Matrix feministisch perspektivierter Geschichtswissenschaft. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 6. Jg., Heft 2, S. 237-255.
- Scott, Joan W. (1986): Gender: A Useful Category of Historical Analysis. In: *American Historical Review*, 91. Jg., Heft 5, S. 1053-1075.
- Scott, Joan W. (1991): The Evidence of Experience. In: *Critical Inquiry*, 17. Jg., Heft 4, S. 773-797.

- Scott, Joan W. (1993): Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte. In: Schissler, Hanna (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 37-58.
- Strasser, Ulrike (2000): Jenseits von Essenzialismus und Dekonstruktion. Feministische Geschichtswissenschaft nach der Linguistischen Wende. In: L'Homme, 11. Jg., Heft 1, S. 124-129.
- Trouillot, Michel-Rolph (1997): Silencing the Past. Power and the Production of History. Boston/Mass.: Beacon Press.
- Weckel, Ulrike (1998): Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum. Tübingen: Niemeyer.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1991): Doing Gender. In: Lorber, Judith/Farell, Susan A. (Hrsg.): The Social Construction of Gender. Second Edition. Newbury Park, London, New Delhi: Sage, S. 13-37.
- Wischermann, Ulla (1998): Frauenpublizistik und Journalismus. Vom Vormärz bis zur Revolution von 1848. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Wischermann, Ulla (2003): Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten um 1900. Netzwerke, Gegenöffentlichkeiten, Protestinszenierungen. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.
- Wunder, Heide (1992): „Er ist die Sonn', sie ist der Mond“. Frauen in der frühen Neuzeit. München: C.H. Beck.

Zusammenfassung

- Bislang integrieren nur wenige kommunikationshistorische Abhandlungen das Geschlecht systematisch als Analysekatgorie. Sie verzichten damit auf eine Reflexionsinstanz, die gleichermaßen kritisch wie produktiv sein kann.
- Mit Blick auf die US-amerikanische und deutsche Frauen- und Geschlechtergeschichte lassen sich verschiedene Perspektiven identifizieren und an Kommunikationsgeschichte anlegen. Dabei ist grundsätzlich zu unterscheiden zwischen frauengeschichtlichen Ansätzen, die sich primär auf Frauen und ihre Handlungsräume konzentrieren, und geschlechtergeschichtlichen Ansätzen, die bei der Analyse der differenten sozialen und kulturellen Platzierungen beide Geschlechter im Auge haben bzw. untersuchen, wie Differenz und Hierarchien geschlechtlich überformt und diskursiv gefestigt werden.
- Am Beispiel der journalistischen Berufsgeschichte lässt sich aufzeigen, wie das Geschlecht als Analysekatgorie produktiv eingesetzt werden kann. So geht es aus einer frauengeschichtlichen Perspektive zunächst darum, Frauen aufzuspüren, die in der Vergangenheit journalistisch arbeiteten. Dazu kommt die historische Untersuchung von Diskriminierungsphänomenen. Auf dieser

Basis kann eine frauenorientierte Berufsgeschichte des Journalismus angegangen werden, die zum Beispiel berücksichtigt, dass Frauen oft als freie Mitarbeiterinnen tätig waren. In herkömmlichen Darstellungen, die sich vor allem auf fest angestellte Redakteure konzentrieren, wird gerade diese Kategorie ausgespart. Ertragreich dürfte auch die Analyse von reinen Frauenredaktionen in der Frauenbewegungspresse oder bei Frauenberufszeitschriften sein, wo sich möglicherweise eine andere, speziell weibliche, Form von Journalismus entwickelt hat.

- In einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive können zum einen die historischen Diskurse über Journalismus analysiert und darin enthaltene geschlechtsbedingte Polarisierungen und Hierarchisierungen offengelegt werden. Zum anderen geht es aber auch um die Akteure, ihre unterschiedlichen Berufserfahrungen, Praktiken, Handlungsspielräume und Platzierungen. Schließlich ist es möglich, das alltägliche berufliche Handeln mit den Diskursen über den Journalismus abzugleichen. Wie kommen zum Beispiel Frauen im politischen Journalismus zurecht, in dem zentrale Berufsnormen wie die Objektivität männlich konnotiert sind?

Weiterführende Literatur

- Beasley, Maurine (2001): Recent Directions for the Study of Women's History in American Journalism. In: *Journalism Studies*, 2. Jg., Heft 2, S. 197-220.
- Klaus, Elisabeth (2005): Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus. Akt. u. korr. Neuauflage. Münster: LIT.
- Opitz, Claudia (2005): Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte. Tübingen: edition diskord.
- Rüsen, Jörn (1988): ‚Schöne‘ Parteilichkeit. Feminismus und Objektivität in der Geschichtswissenschaft. In: Becher, Ursula A.J./Rüsen, Jörn (Hrsg.): Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 517-542.
- Scott, Joan W. (1986): Gender: A Useful Category of Historical Analysis. In: *American Historical Review*, 91. Jg., Heft 5, S. 1053-1075.